



Vollkommen einsam

Kino Regisseur Jean-Luc Godard wurde einst für Filme wie „Außer Atem“ als Erfinder des modernen Kinos gefeiert. Heute findet er kaum noch Zuschauer, die ihn verstehen.

Schon zum dritten Mal zündet sich Jean-Luc Godard seine Zigarre an, sie ist inzwischen so kurz, dass sie ihm kaum noch aus dem Mund ragt. Er nimmt einen tiefen Zug, dreht sich in seinem dunklen Ledersessel um und zeigt zum Fenster. „Da draußen liegt mein Kalifornien“, sagt er. „Was ich für meine Filme brauche, finde ich dort.“

Da draußen, das ist Rolle, ein schweizerisches Städtchen am Nordufer des Genfer Sees. Knapp 6000 Einwohner hat es, und jeder von ihnen weiß, dass Monsieur Godard jeden Morgen um 8 Uhr in den Churchill Pub kommt, ein Croissant isst, die Zeitung liest und auf gar keinen Fall angesprochen werden möchte.

Seit über 30 Jahren lebt und dreht der heute 83-jährige Godard in Rolle. Er hat die Kleinstadt rauf und runter gefilmt, auch im Wald und am See, sagt er, gebe es schöne Motive. Braucht Godard für eine Szene ein Auto, ruft er einfach den Taxiunternehmer Gino an, der einen Fuhrpark mit vier Wagen hat. Ab und zu bekommt Gino auch ein paar Dialoge.

Godard, der das Kino revolutioniert hat wie kaum ein anderer Filmemacher, der von Regisseuren wie Francis Ford Coppola oder Quentin Tarantino kultisch verehrt wird, den Bernardo Bertolucci einst mit Jesus verglich, hat sich aus dem Filmgeschäft nach Rolle zurückgezogen. Aber er ist sich sicher, dass er das wahre Kino dort-hin mitgenommen hat.

In der vergangenen Woche lief Godards neuer Film auf dem Festival von Cannes.

„Adieu au langage“ erzählt von einem Paar, das verlernt hat, miteinander zu reden, und über einen gemeinsamen Hund wieder zusammenfindet. So ähnlich war das auch mit Godard selbst und seiner Lebensgefährtin, der Filmemacherin Anne-Marie Miéville. Hunde seien ganz gute Dolmetscher, glaubt Godard.

„Adieu au langage“ ist ein undurchdringliches Werk, vollgepackt mit Zitaten, assoziativ montiert bis zur Unverständlichkeit. Die Kommunikation ist Godards großes Thema und sein großes Problem. Möglicherweise hätte der Film jemanden gebraucht, der ihn erklärt. Doch Godard lehnt das ab. Er ist nicht nach Cannes gekommen. „Da habe ich nichts mehr verloren.“

Die Geschichte von Godard ist die Geschichte eines Avantgarde-Künstlers, der in den Sechzigerjahren das Kino veränderte, ein Millionenpublikum fand und wie ein Popstar gefeiert wurde. Doch im Lauf der Jahrzehnte enteilte er seinen Zuschauern, sodass sie heute kaum noch eine Chance haben, ihn einzuholen.

Vor 50 Jahren, als er in Cannes ankündigte, in nur drei Monaten einen Film zu drehen und ihn bis zum Festival von Venedig fertigzustellen (was ihm auch gelang), war Godard der wohl hipste Regisseur des Weltkinos. Alle wollten mit ihm arbeiten, Brigitte Bardot oder Michel Piccoli, Jane Fonda oder die Rolling Stones.

Godard hatte einen kleinen schwarz-weißen Gangsterfilm gedreht, mit dem jungen Franzosen Jean-Paul Belmondo und der Hollywood-Schauspielerin Jean Seberg

in den Hauptrollen, „A bout de souffle“, „Außer Atem“. Es war ein Film, der den Zuschauern zeigte, dass das Leben dazu da ist, sich alle Freiheiten zu nehmen. Godard jagte die Bilder in einem frenetischen Tempo über die Leinwand. Weil die Rohschnittfassung von „Außer Atem“ eine Stunde zu lang war, kürzte Godard seine Einstellungen immer weiter, bis nur noch der wichtigste und interessanteste Teil übrig war. In einer Szene des Films blickt Belmondo direkt in die Kamera und sagt: „Wie bitte, Sie mögen das Meer nicht? Sie machen sich auch aus dem Gebirge nichts?“ Die vierte Wand des Kinos, die zum Publikum, war durchbrochen. „Dass ein Schauspieler die Zuschauer anspricht, war verboten“, sagt Godard. „Deshalb haben wir es gemacht.“

Er gab dem Film eine neue Grammatik, die es erlaubte, auch in unvollständigen Sätzen zu sprechen. Deren wichtigste Regel war: Finde den kraftvollsten Ausdruck. Filmemacher rund um den Globus fingen an, Godard nachzueifern. Das Kino war in der Moderne angekommen.

Godard gewann auch deshalb so großen Einfluss, weil er ein begnadeter Aphoristiker ist und das Kino immer neu definierte. Mit markigen Sprüchen fing es an: „Alles, was man für einen Film braucht, sind eine Knarre und ein Mädchen.“ Dann wurde es gestreich: „Eine Geschichte braucht einen Anfang, eine Mitte und ein Ende, aber nicht unbedingt in dieser Reihenfolge.“ Schließlich klang alles kompliziert: „Film ist nicht die Reflexion der Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit der Reflexion.“

FOTOS: JEAN RIVILLARD / REZO / DER SPIEGEL



Jetzt sitzt er in seiner Wohnküche und wirkt wie ein emeritierter Professor, der sich an seine wilden Studententage erinnert. Er spricht langsam, tastend, mit zitteriger Stimme. Der junge Godard, der den Mut hatte, auf den Straßen von Paris zu drehen, unter wildfremden Menschen, scheint ihm fremd geworden zu sein.

Mit seiner Sonnenbrille und der Fluppe im Mund wirkte er damals wie ein Existenzialist, der sich nach fruchtlosen Debatten in verrauchten Hinterzimmern endlich nach draußen wagt, um den von Camus beschworenen „Menschen in der Revolte“ zu finden und zu filmen.

Godard stammt aus einem großbürgerlichen Elternhaus, seine Großeltern hatten mit dem Vichy-Regime sympathisiert. In seiner Familie habe der Film einen ähnlichen Stellenwert gehabt wie der Zirkus, erzählt er. Als Godard anfing, ins Kino zu gehen, statt zu studieren, entzog ihm sein Vater die finanzielle Unterstützung.

„Drei Viertel meiner Filme waren Misserfolge. Die Zahlen zeigen, wie groß mein Einfluss ist.“

„Ich habe mit meiner Familie gebrochen und im Kino eine neue gefunden“, sagt er. Godard freundete sich mit Filmfans wie François Truffaut oder Claude Chabrol an, die als Kritiker anfangen und alle Regisseure wurden. Sie bildeten eine neue Bewegung, die Nouvelle Vague, es war die erste Generation von Filmemachern, die proklamierten, Autoren ihrer Werke zu sein.

Kein Regisseur löste diesen Anspruch so konsequent ein wie Godard. Seine Filme kreisen immer wieder um ihn. In „Die Verachtung“ (1963) erzählt er von seinen Problemen als Regisseur, in „Pierrot le fou“ (1965) macht er sich über seine bourgeoise Herkunft lustig. Oft spielt er in seinen Filmen selbst mit, spricht Off-Kommentare oder unterbricht die Bilder durch Zwi-

schentitel, die er mit eigener Handschrift gekritzelt hat.

Godard wollte nicht nur das Kino verändern, sondern auch die Welt. Ende der Sechzigerjahre filmte er in Paris mit maoistischen Gruppen, in den Siebzigern ging er nach Mosambik, um in dem Land, das gerade unabhängig geworden war, einen Fernsehsender mitaufzubauen.

Irgendwann ging man als Zuschauer in Godards Gedankenströmen unter, in seinen wüsten Montagen von Dokumentaraufnahmen und Spielszenen, in seinen Zitatorgien, in denen zwischen Bismarck, Goethe, Beckett und Solschenizyn immer nur ein Atemzug liegt. Es waren präpostmoderne Bild-Ton-Konvolute.

Dass ihn viele irgendwann für irre hielten, merkte er selbst. In dem Film „Vorname Carmen“ (1983) spielt er einen Regisseur, der in der Psychiatrie sitzt und dort bleiben möchte, obwohl man ihn entlassen will. Ein ironisches Selbstporträt. In einer

Szene sagt er: „Mao war ein toller Koch. Schließlich hat er ganz China zu essen gegeben.“ Ist das jetzt brillant, banal oder blöd?

Bei Godards Filmen hat man stets das Gefühl, dass in seinem Kopf alles einen Sinn ergibt. Aber oft eben nur noch dort. Es sind die Werke eines Mannes, der unvorstellbar viel gelesen, gesehen und gehört und dabei ein hochkomplexes Referenzsystem entwickelt hat. Wenn er mit jemandem auf Augenhöhe reden will, bleibt ihm nur das Selbstgespräch.

Vor einiger Zeit pilgerten ein paar Filmstudenten aus Lodz zu ihm. Auf den letzten Metern ging ihnen das Geld aus, also trampelten sie. Ein Wagen hielt, darin saß Godard. Die Studenten waren fassungslos.

Filmemacher Godard

Geistesblitze in völliger Dunkelheit

„Monsieur Godard, wir sind gekommen, um mit Ihnen über Filme zu reden“, sagten sie. Godard fuhr sie wortlos zum Bahnhof.

Es kann sein, dass man in einem Godard-Film bis zum Ende völlig im Dunklen tappt; man muss aber jederzeit damit rechnen, von einem Geistesblitz geblendet zu werden. Geld zu verdienen ist mit dieser Art von Kino kaum möglich. „Drei Viertel meiner Filme waren Misserfolge“, sagt er mit einer Mischung aus Stolz und Wehmut. „Die Zahlen zeigen, wie groß mein Einfluss ist.“

Die Freunde von der Nouvelle Vague, Truffaut, Chabrol, Eric Rohmer und Alain Resnais, sie sind alle tot, nur Jacques Rivette lebt noch, aber er hat Alzheimer. Doch Godard dreht weiter, „mit den Mitteln, die ich zur Verfügung habe, mit den kleinen Utensilien, die man nebenan im Geschäft kaufen kann“.

Fühlt er sich einsam? „Vollkommen.“ Leidet er darunter? „Robinson war nicht allein. Es gab immer noch die Insel zu entdecken. Und letztendlich hat er Freitag entdeckt. Die Einsamkeit ist keine Abgeschiedenheit. Denn in der Einsamkeit ist man immer mit dem anderen zusammen, mit dem, der da ist, oder mit dem, der nicht da ist.“

Godard benutzt kein Handy, schreibt keine Mails, das Faxgerät ist meist ausgestellt. Dabei war er technischen Innovationen gegenüber stets aufgeschlossen: Als einer der ersten Filmregisseure experimentierte er mit Videomaterial. Das doppelstöckige Haus, in dem er lebt und arbeitet, ist sein Studio. Viele Szenen seines neuen Films spielen darin. Manchmal verlässt er es und zieht hinaus in die weite Welt. Teile für sein vorletztes Werk, „Film socialisme“, drehte er auf der damals noch seetüchtigen „Costa Concordia“. Er machte aus ihr eine Metapher für den dekadenten Kapitalismus. Kurze Zeit später war das Schiff Geschichte. Man kann nicht sagen, dass Godard nicht mehr auf der Höhe der Zeit ist.

Seinen neuen Film hat er in 3-D gedreht. „Warten Sie“, sagt er, steht auf und steigt eine offene Holzterrasse in den ersten Stock hoch. Nach ein paar Minuten kommt er zurück. Er hält eine Taschenkamera in der Größe und Form eines Handys in der Hand. „Die haben wir benutzt. Es ist die Kamera des normalen Bürgers.“ Mit einem Knopfdruck kann man von 2-D auf 3-D umschalten.

Auch im Universum Jean-Luc Godards gibt es Dinge, die ganz einfach sind.

Lars-Olav Beier



Video:

Godard und die Farben

spiegel.de/app222014godard
oder in der App DER SPIEGEL